

Mein Sonnenblumenland

Rositta Krämer



Mein Sonnenblumenland

Rositta Krämer
Winter 2012
Allendorf an der Eder

Vorwort

Von Klein auf hörte ich Geschichten, Familiengeschichten. Mein Vater hatte ein nicht enden wollendes Repertoire an Anekdoten. Selbst in Ungarn geboren, verbinden sich in meinem Kopf eigene Erlebnisse mit den Erlebnisfragmenten aus den Erzählungen meines Vaters. Ohne Absicht gewann die Vergangenheit in meinem Herzen und Denken Gestalt. So heftig, dass auch ich anfang ungarische Geschichten zu erzählen. Und während ich über Jahre meinem Mann und guten Freunden erzählte, reifte die Idee alles niederzuschreiben. Doch wer interessiert sich schon für mein Leben, wer ich bin und woher ich komme? - So dachte ich und wollte erst nicht schreiben.

Nun habe ich es getan. Kein Geschichtsbuch und keine Autobiographie. Autobiographische Geschichten. Vergangenes aus der Gegenwart betrachtet und Gegenwärtiges aus der Vergangenheit. Nicht mein Leben, sondern mein Gefühl für das Leben findet in loser, aphoristischer Abfolge seinen Niederschlag. Verlust von Heimat. Abschied von den liebsten Menschen. Kummer und Seelenschmerz eines Kindes. Ein schüchternes Denkmal für meine Großeltern Elisabeth und Franz, sowie für meine Eltern Elfriede und Franz Ponnert. Ihnen und meinem Dorf nahe Mohács an der Donau widme ich dieses Buch.

Ich danke allen, die mich ermutigt haben. Besonderen Dank an meine Freunde Kristin und Stephan Fuchs, ohne deren Anregung dieses Buch nicht entstanden wäre.

Wer immer dieses Buch liest, wird meiner subjektiven Gewichtung der Ereignisse begegnen. Es richtet sich wie in einem Gespräch an alle, die es lesen.

Die ungarische bzw. russische Schreibweise habe ich der Einfachheit halber nicht übernommen (bis auf Eigennamen). Ich schreibe die Wörter so, wie man sie spricht.

Inhalt

- 7 Wie früher
- 9 Lieblingsfarbe Rot
- 10 Neben dem Tor gleich rechts
- 12 Mittagspause
- 14 Auf Du und Du
- 15 Gebackene Ziegelsteine
- 17 Mutter Erde
- 18 Blitz und Donner
- 20 Ein paar Liter Milch
- 22 Farben am Horizont
- 23 Die Sau ist los
- 26 Katzenjammer
- 29 Sie waren Freunde
- 32 Angst
- 34 Aufbruch
- 44 Noch ein Versuch
- 47 Bruder im Osten
- 49 Das Weltall
- 51 Abschied
- 54 Angekommen



Zur Einordnung:

Als ich im März 1954 geboren wurde, hatte sich der Warschauer Pakt Ungarn bereits einverleibt. 1956 wehrten sich viele Ungarn gewaltfrei gegen den Herrschaftsanspruch der damaligen Sowjetunion. Ohne Erfolg. Der Aufstand wurde, von der Welt kaum beachtet, niedergeschlagen. Weihnachten 1956 floh mein Vater allein nach Deutschland. Meine Mutter, mein Bruder und ich folgten ihm Weihnachten 1958 nach. In meinem fünften Lebensjahr kam ich so nach Deutschland. Und längere Zeit lebte ich zwischen zwei Welten: durch Besuche bei den Großeltern in Ungarn und durch das Leben hier in Deutschland. Es ist gut gegangen.



Wie früher

Großmutter hockt auf einem kleinen Schemel neben dem Brunnen in der Sonne. In ihrem Schoß kauert ein winziges neues Küken, gerade geschlüpft. Ihre alten Hände halten es behutsam, und sie lacht dabei. Ihre Augen strahlen inmitten unzähliger Falten und Fältchen. - Das Gesicht meiner Großmutter!

Großvater sitzt unter dem Dach, auf einer Decke im Schneidersitz. Neben ihm ein riesiger Berg roter Paprika. Später wird Großvater meterlange Ketten von Paprikaschoten zum Trocknen unter das Dach hängen. Er steht dann davor und genießt den Anblick. Die Kappe in den Nacken geschoben, so dass die dicken, weißen Haare hervorquellen. Großvater lacht nicht, er lächelt nur, wobei seine lange Nase auf- und abgeht. An seinem Kinn sprießen starke, weiße Borsten. Nicht zum ersten Mal denke ich, er könne sich eigentlich morgens und abends rasieren. – Mein Großvater!

„Welch eine Idylle!“ werden Sie jetzt vielleicht denken. Aus der Erinnerung sicher übertrieben schön. Nein, das ist es nicht! Meine Großeltern lebten in Ungarn. Sie hatten alles, was sie brauchten, und das sogar im Überfluss: Einen wunderschönen Hof mit einer Obstplantage und einem Weinberg. Einige Kühe, Ziegen und Schweine. Sie gehörten nicht gerade zu den Ärmsten im Dorf. Bis die Russen kamen und alles beschlagnahmten. Ich war damals ein kleines Mädchen. Sie trieben uns mit vorgehaltenen Maschinen- gewehren aus dem Haus. Sie plünderten uns aus und vertrieben uns vom Hof. Fortan schliefen wir in einer Baracke.

Aber die Russen hatten ihre Rechnung ohne meine Großmutter gemacht. Die konnte nun gar nicht einsehen, dass ihr Lebenswerk zerstört wurde. Nach hartnäckigen, langwierigen Verhandlungen mit den Besatzern konnten wir wieder in unser Haus zurück. Viel war uns allerdings nicht geblieben. Die Tiere waren geschlachtet und die Vorräte aufgezehrt. Auch die Obstplantage und der Weinberg waren verwüstet. Von beidem

erhielten wir später nur einen geringen Teil zurück. Von den Familienmitgliedern fehlte auch eines.

Mein Vater. Der musste sich vor den Russen ins Ausland retten. Er floh nach Deutschland. Er hatte zu lautstark gegen den Einmarsch der Russischen Armee in Budapest protestiert. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass er nicht mehr nach Hause kam. Und es dauerte eine Weile, bis die Großeltern, die Eltern meines Vaters, alles wieder so hergerichtet hatten, dass sie wieder vom Ertrag ihrer Hände leben konnten. Aber irgendwann kam mir alles wieder vor wie früher.

Großmutter auf dem Schemel in der Sonne und Großvater unter den Ketten von Paprikaschoten. Erstaunlich an meiner Erinnerung ist, dass mir meine Großeltern zufrieden und glücklich zu sein schienen. Zutiefst dankbar, am Leben geblieben zu sein und völlig ohne Hass. Ich kann mich an kein schlechtes Wort über die Russen erinnern, obwohl die ihnen viel Leid angetan hatten. Von meiner Großmutter hörte ich viel über den gerechten Gott, der alle Menschen lieb hat und niemandem schadet. Der Schaden, den wir erlitten hätten, der komme nur von den Russen, und die seien zum Glück nicht der liebe Gott.

Augenzwinkernd konnte sie dann davon reden, wie sie die Russen übers Ohr gehauen hätte, und wieder zu einem Teil ihres Besitzes gekommen sei, mit Gottes Hilfe selbstverständlich.



Lieblingsfarbe Rot

Ungarn - das sind vor allem der Gott ergebene Humor meiner Großmutter und ihre Liebe zu allem, was die Natur zu bieten hat. Einmal nahm sie mich mit aufs Feld. Zu den Tomaten und Paprika. - Rot ist bis heute meine Lieblingsfarbe. - Sie setzte sich auf den Weg und zog mich zu sich herunter. Da hockten wir dann. „Hör mal, wie die Tomaten wachsen!“ sagte sie. Und tatsächlich, ich hörte die Tomaten wachsen. Ich sog ihren Duft ein und fühlte die Erde unter mir. Großmutter und ich im Staub. Und ich fühlte mich riesig.

Wieder zu Hause, kletterte ich auf den Pflaumenbaum hinter dem Sommerhaus. Von da oben konnte ich den Ziegen beim Fressen und Meckern zusehen und nach der Katze Ausschau halten. Die Katze und ich. Das ist auch ein Kapitel für sich. Wann immer ich sie erwischte, steckte ich sie in einen Korb. Wann immer sie mich erwischte, fauchte sie und kratzte. Aber keiner von uns gab nach oder ergriff die Flucht. Denn wir erlebten zur Verwunderung aller auch glückliche und zutrauliche Momente. Ob sie es gespürt hat oder nicht, kann ich nicht sagen, aber wenn ich erkältet war und husten musste, kam sie angeschnurrt, ringelte sich auf meinem Brustkorb zusammen, schleckte mein Gesicht ab, und siehe da, wir boten ein mustergültiges Bild von Eintracht. Im Gegensatz zu meinem kleinen Hund hatte die Katze keinen Namen. Sie war halb zahm oder halb wild. Sie war eben „die Katze“. Mit ihr trug ich meinen ersten Persönlichkeitskampf aus.

Ganz anders mein Hund Mucki. Der war so geduldig und gutmütig. Meine Mutter, sie war auch noch da und versuchte stets aus mir ein braves Mädchen zu machen, behauptete einmal, der Hund und ich seien unzertrennlich gewesen. Nun, daran kann ich mich nicht genau erinnern, aber man ist ja auch das, was von einem berichtet wird. Ich vermisse die Erinnerungen, die nicht meine eigenen sind. Meine Mutter also behauptete, der Hund und ich seien im Sommer täglich ausgebüxt, um die Gegend zu erkunden.

Neben dem Tor gleich rechts

Nach dem ersten Hahnenschrei stand ich auf der Matte. Ohne Pardon. Die Sonne war da, warum noch schlafen? – Großmutter öffnete den Hühnerstall. Gackernd stolzierten sie alle ans Tageslicht. Die meckernden Ziegen wollten sich nicht melken lassen und die Schweine grunzten nach Futter. Und ich musste alles inspizieren, aus Furcht, etwas hätte sich über Nacht verändert. Deshalb wohl brauchte ich auch meine täglichen Streifzüge durchs Dorf. Ich wollte sehen, ob sie noch alle da waren: Traudel-Neni (Tante Traudel) von nebenan, Ference-Batschi (Onkel Franz) von weiter hinten und die Fleischmanns von vorne.

Zugegeben, meine Ausflüge beschränkten sich gewöhnlich auf die unmittelbare Nachbarschaft. Aber eines Tages musste ich wohl weitergekommen sein. Der Hund war schuld! Wieder einmal war ich los gestampft, „Mucki“ fest umklammert. Der kleine Hund schnappte nach Luft und trippelte zweibeinig neben mir her. Es blieb ihm auch nichts anderes übrig. Nur wenn ich angesprochen wurde oder Gänse und Schmetterlinge und anderes Getier meine Aufmerksamkeit erforderten, ließ ich ihn los. Und so muss es gewesen sein. Er hatte sich wohl meinem Würgegriff gerade entzogen, als ich mich nach einer Schnecke bückte. Und weg war er. Was ich nicht wissen konnte, er hatte eine Freundin ziemlich am Ende des Dorfs.

Wenn man aus unserem Tor ging und sich rechts hielt, erreichte man nach ein paar hundert Metern den Friedhof. Direkt an dem Durchgangsweg, dazu Straße zu sagen wäre übertrieben, stand furchterregend für eine kleine Kinderseele das Leichenhaus. Selbiges war nie verschlossen. Sie ahnen sicher schon, dass ich da einmal hineingegangen war. Ich hatte sie nicht gekannt. Die alte Frau in ihrer schwarzen Sonntagstracht mit den vielen Röcken und dem weißen Gesicht. Die Sonne hatte bunte Strahlen durchs Fenster geschickt und das weiße Kissen unter ihrem Kopf beleuchtet. Mucki hatte gebellt und ich geschrien und beide waren wir um unser Leben gelaufen. Diese Richtung

musste Mucki wieder eingeschlagen haben, um seine Freundin zu besuchen. – Und ich musste wohl oder übel hinter ihm her. Denn ohne meinen kleinen Hund war ich nicht vollständig. Er gehörte an meine Seite wie der Riesenpropeller von Haarschleife auf meinen Kopf. Wenn auch nur eins von beiden fehlte, war ich unglücklich. Mucki war in dem Moment zu meinem Schnul-ler-Ersatz geworden, nachdem er diesen aufgefressen hatte. – Und so kam es, dass ich wieder bei der Leichenhalle landete. Doch dieses Mal, ich musste einfach hineingehen, lag niemand drin. Aber auch Mucki war nirgends zu sehen. Also wieder raus und weiter suchen.

Zeit ist keine Kategorie für kleine Kinder. Sie kennen sie nicht. Ganz gleich, wie viel von ihr vergeht. Ich glaube, Großvater und Großmutter und meine Mutter haben sich fast zu Tode gesorgt. Aber anstatt mich rechts vom Tor in Richtung Leichenhalle zu suchen, suchten sie links vom Tor. Und da war ich nicht. Sie dachten wohl, ich würde nie mehr allein dort hingehen. Da kannten sie mich aber schlecht. Nach Stunden kehrte ich, meinen kleinen Hund neben mir, die Riesenschleife verrutscht, aber erkennbar auf meinem Kopf, glücklich wieder zurück. Irgendwie wusste ich immer, wie es nach hause geht.

Mittagspause

Von allen Menschen, die ich kenne, ist mein Großvater der schweigsamste Zeitgenosse, den man sich denken kann. Immer präsent, nicht zu übersehen oder gar zu übergehen, aber fast lautlos. Ich meine nicht sprachlos. Großvater redete ohne Worte. Er flößte mir Respekt ein, aber so, dass ich gerne mit ihm zusammen war. Und ich wusste fast immer, wann ich nicht stören durfte.

– Der Mittagsschlaf! Ich weiß nicht mehr, warum ich in die Stube ging, an diesem Mittag nach dem Essen, und Großvaters Rituale durcheinander brachte. Denn jeder Mittag unterlag derselben Reihenfolge: vom Feld oder sonst woher nach hause kommen – die Holzschuhe ausziehen und Gesicht und Füße waschen – Batschker (gestrickte Schuhe mit Ledersohlen) anziehen und zu Großmutter ins Sommerhaus gehen – am Holztisch an der Wand gegenüber der Tür Platz nehmen und der guten Dinge warten, die Großmutter bereitet hatte – nach der gemeinsamen Mahlzeit im angrenzenden Erdkeller verschwinden und sich ein Gläschen Wein genehmigen. Das war es. Danach dann der Mittagsschlaf. 30 Minuten. –

Er legte sich immer auf den Diwan im Winterhaus. Wegen der Hitze waren die Fenster zur Stube verhängt. Es war angenehm kühl in diesem Raum. Angenehm natürlich auch für mich. Leise schlich ich mich hinein und konnte dem Drang nicht widerstehen, mich zu Großvater auf den Diwan zu legen. Wer auch immer draußen lärmte oder ob es die Fliegen waren, von denen sich welche hartnäckig in seinem Gesicht tummelten, nichts weckte ihn auf. Nichts und niemand konnte seine Ruhe stören.

Großmutter lag zusammengerollt im Schatten des Brunnens neben dem Hühnerstall auf der Wiese. Mein kleiner Hund gönnte sich ebenfalls eine Auszeit. Die Katze in weiter Ferne. Die anderen Tiere dösten in ihren Ställen. Sogar die Ziegen hatten aufgehört zu meckern. Meine Mutter bewies übrigens zu jeder Tageszeit ihr Talent, nicht anwesend zu sein. Und wie gesagt,

auch ich konnte leise sein. Doch da war ich nun, und keiner konnte mich gebrauchen. An diesem Mittag. Vielleicht spürte ich zum ersten Mal bewusst einen Stich. Den Seelenschmerz, wenn die Idylle einen Riss bekommt.

Ja, ich hatte geglaubt, Großvater nicht zu stören. Ich wollte einfach nur bei ihm liegen. Leider rutschte mir der Schemel geräuschvoll unter den Füßen weg, als ich zu ihm auf den Diwan klettern wollte. Alles geschah ganz schnell. Großvater schnarchte nicht mehr und schlug die Augen auf. Erschrocken ruderte er mit seinen Armen durch die Luft und traf mich. Ich fiel auf den Schemel und schrie. Großvater wurde entgegen meiner sonstigen Erfahrung auch laut. Es klang zornig. Doch ich begriff schnell, dass Großvater sich einfach nur erschrocken hatte. Wir hatten uns beide erschrocken.

Draußen herrschte noch das gewohnte Mittagsidyll. Keiner hatte etwas gemerkt. „Na komm!“ sagte er da und nahm mich in seine Arme.

Auf Du und Du

Sonntags war absoluter Ruhetag, was bedeutete, dass wir morgens in die Kirche gingen, und was dann sonntags geschah, habe ich vergessen. Der Sonntag meiner Kinderjahre ist für mich Kirchentag. Vielleicht, weil ich zwischen Großmutter und Großvater auf der Kirchenbank sitzen durfte. Leise natürlich! Verstehen konnte ich nichts. Aber ich spürte einen heiligen Schauer. Er erfasste mich mit kindlicher Erregung. Ich stand auf, wenn alle aufstanden, kniete, wenn alle knieten und sang, wenn alle sangen. Meine Großeltern waren katholisch.

Großmutter war katholisch und modern. Im Ungarischen gibt es eine dem deutschen „Sie“ ähnliche Anredeform für die Eltern. Mein gleichaltriger Cousin Janosch (Johannes) sagte zu seiner Mutter „Frau Mutter“ und „Sie“ und zu seinem Vater „Herr Vater“ und „Sie“. Selbstverständlich redeten noch viele Kinder im damaligen Ungarn anno 1956 Eltern und Großeltern, sprich Respektspersonen, mit „Sie“ an. Aber nicht die Kinder meiner Großmutter. Mein Vater erzählte mir einmal, warum: Großmutter habe eines Tages ihren beiden Söhnen kurz und bündig erklärt, wenn sie den lieben Herrgott duzten, der doch mehr bedeutete als alle Menschen zusammen, dann wolle auch sie von ihren Söhnen geduzt werden. Sie sei schließlich nicht mehr als der Herrgott. Und fortan ging das Gerücht um im Dorf, Großmutter sei modern. Großvater spielte mit. Und so kam es, dass mein Cousin seine Eltern mit „Sie“ anredete und seine Großeltern mit „du“.

Gebackene Ziegelsteine

Janosch war oft da. Er begleitete mich und meinen kleinen Hund auf meinen üblichen Streifzügen durchs Dorf. Später sollte ich vor allem Janosch vermissen. Kinderliebe ist stark, auch wenn wir das nicht meinen. Die Trennung von Janosch fühle ich heute noch.

Während ich flink wie ein Wiesel herum flitzte, bewegte Janosch sich sehr bedächtig. Nicht, dass er dick gewesen wäre. Daran lag es nicht. Er war einfach ein ruhiger, kleiner Bursche. Vielleicht wie Großvater? – Jedenfalls ergänzten wir uns prächtig. Das Problem war nur, dass wir nicht nur intensiv spielen konnten. Wir verschwanden auch intensiv, kaum auffindbar, in der Botanik. Gefährlich war eigentlich nur der große Graben, an dem die Gänse den ganzen Tag schnatterten. Regenwasser hatte sich im Laufe der Jahre in ihm aufgestaut. Der große Graben war inzwischen zu einem großen Bach angeschwollen. Interessant nicht nur für Gänse und kleine Welteroberer. Zigeuner (damals hießen sie noch so) brannten dort für ein paar Forint Lehmziegel.

Auch unser Winterhaus und Sommerhaus hatte Großvater aus solchen Ziegeln gebaut. Janosch und ich wurden magisch von diesen Menschen angezogen, besonders dann, wenn sie bei der Arbeit Lieder sangen. Glauben Sie mir, wann immer ich schluchzende Geigen höre, werde ich sentimental. Wie damals bei den Zigeunerliedern. Ich liebte die Zigeuner. Die Musik, die bunten Kleider, ihren Schmuck. Was ich damals nicht wissen konnte: Sie mussten hart arbeiten für wenig Geld und ohne Anerkennung. Dass allerdings Kinder mitarbeiteten und Ziegel „backten“, konnte ich nicht einordnen in meine schöne, heile Welt. Janosch und ich wollten mit ihnen spielen, was uns allerdings nicht gelang. Sie hatten zu arbeiten.

Viele Jahre später besuchte ich die Großeltern und musste in Budapest umsteigen. Stellen Sie sich vor, die geliebten Zigeuner meiner Kindertage mussten getrennt vom übrigen Volk

hinter einem mit Kordeln abgesteckten Raum warten, bis alle anderen Reisenden ihre Fahrkarten eingelöst hatten. Das ist auch Ungarn.

Aber ich wollte ja erzählen, wie Janosch und ich in der Botanik verschwanden. Wieder einmal streiften wir durchs Dorf und kamen zum großen Graben. Die Zigeuner machten gerade eine Pause und aßen und tranken. Kinderlieb, wie sie waren, winkten sie uns zu sich heran. Für uns gehörten sie ins Dorf und somit wir zu ihnen. Kein Problem, wir setzten uns dazu und aßen und tranken mit. Meinem Hund Mucki musste es wohl langweilig geworden sein, nicht mehr im Mittelpunkt meines Interesses zu stehen. Er machte sich davon. Kennen Sie das Gerücht, Zigeuner würden kleine Kinder stehlen? Solche Gerüchte eben, die nur in die Vorstellungswelt verrirrter Geister gehören?

Als die Großeltern uns mittags vermissten, suchten sie uns: Traudel-Neni, Ference-Batschi und die Fleischmanns. Meine Mutter hatte zum Glück in der Stadt zu tun. Wegen unserer Sitzordnung sahen sie uns nicht gleich. Sie sahen nur die Zigeuner. Sie sahen sie mit ihren Erwachsenenaugen. Sie sahen sie nicht mit meinen Augen. Und so wusste ich gar nicht, wie mir geschah, als sie uns dann schließlich doch entdeckten und geräuschvoll wegrissen von diesen Menschen. Zur Verteidigung meiner Großmutter muss ich erwähnen, dass sie den Zigeunern fortan jeden Mittag mit mir an ihrer Seite etwas Schmackhaftes zu trinken brachte, solange diese bei uns in der Sonne Ziegel „backten“.

Im Deutschland der sechziger Jahre zogen noch viele von ihnen umher. Sie lebten zeitweise ganz in der Nähe meiner Schule. Und nun können Sie sich denken, was des Öfteren geschah: ich verschwand wieder in der Botanik, und besuchte besonders gern die Großmutter eines Mädchens, das vorübergehend in der Klasse neben mir saß. Diese fremde Großmutter erzählte wunderbare Geschichten. Sie nahm mich auf ihren Schoß. Irgendwo wurde gesungen und Geige gespielt. Das Geigenspiel umfasste mich wie ein Kleid wohliger Erinnerungen. Heimweh. - Oh Gott, wie schön kann Traurigkeit sein!

Mutter Erde

Immer, wenn es regnete, veränderte sich die Oberfläche unserer Dorfstraße gewaltig. Ansonsten rissig und hart, verwandelte sie sich unter den Wassertropfen in ein wahres Schlammparadies. Sollten Sie selbst schon einmal in südlicher Sonne geschwitzt haben, dann wissen Sie, wie willkommen Sommerregen sein kann. Auch den Kindern. Auch Janosch und mir und später meinem Bruder. So, wie uns Gott geschaffen hat, turnten wir draußen herum, wühlten in der Erde, und verschmolzen mit ihr.

Meine Mutter war eine praktische Person, die das Spielersche mit dem Nützlichen verband. Während wir draußen nackt herumtobten, reinigte sie alle unsere Kleider, von denen es nicht so viele gab. Dann ging es ab in die Zinkwanne, welche im Kuhstall unser harrte. Und Unter den kritischen Blicken übergroßer Kuhaugen schrubbte Mutter die Spuren der Dorfstraße von unseren kleinen Körpern wieder ab. Das Gefühl danach bleibt unbeschreiblich, so wie der Geruch von Regen auf ausgetrocknetem Land.

Als ich in Deutschland meinen ersten Regen erlebte, zweifelte ich allen Ernstes daran, dass er richtig war. Ich konnte ihn nicht riechen. Die Erde war nicht da. Etwas lag auf ihr wie Pflaster auf der Haut, das konnte ich nämlich auch nicht leiden. Überall Asphalt und Steine. Ungarn ist für mich vor allem Erde. Sichtbare Erde. Rissige Erde. Schlammige Erde. Mutter Erde. „Mama, warum ist Deutschland mit ohne Erde? Warum ist Mutter Erde zugedeckt? Ist sie krank?“ wollte ich wissen. Da weinte sie und nahm mich in den Arm. Mir wurde ganz elend vor lauter Mitleid mit Mutter Erde. Oder mit meiner Mutter? Mein Kinderschmerz verschmolz mit ihrem Erwachsenenschmerz. Wir hatten beide nicht zum letzten Mal das Gefühl, etwas verloren zu haben.

Blitz und Donner

Die Dorfstraße, der große Graben, Traudel-Neni von nebenan, Ference-Batschi von weiter hinten und die Fleischmanns von vorne – sie zusammen machten mein Terrain aus. Ach ja, und die Kirche. Ihr Glockenturm überragte alle anderen Häuser und Gebäude im Dorf. Irgendwo stand auch noch eine evangelische Kirche. Doch die „Evangelischen“ durften ihren Kirchturm nicht höher bauen als die „Katholischen“. So war das damals.

Eben erwähnte ich den Regen. Manchmal kam er mitten in der Nacht. Dann regnete es nicht nur, es gewitterte, donnerte und blitzte. Und wo schlägt der Blitz mit Vorliebe ein? – Gewiss in das, was ihm am nächsten und von uns aus am höchsten liegt. Das Nächste für den Blitz und das Höchste von uns aus war in unserem Dorf die katholische Kirche. Eines Nachts, ich schlief bei Traudel-Neni, weckte diese mich unsanft aus meinen Träumen, befahl mir, mich vor dem Bett niederzuknien und das Vaterunser zu beten. Elektrizität gab es im ganzen Dorf noch nicht. Also flackerte eine Kerze. Ihr Licht tanzte unheimliche Schatten an die Wand. Traudel-Neni betete laut viele Vaterunser. Draußen krachte und blitzte es. Drinnen flackerte die Kerze gegen die Dunkelheit an und ein kleines Mädchen kämpfte tapfer gegen die eigene Angst. Noch nie hatte ich Traudel-Neni so aufgelöst gesehen. Wie ihre langen grauen Haare, die sich aus dem sorgfältig für die Nacht geflochtenen Zopf gelöst hatten und ihr Gesicht wirr umrahmten. Traudel-Neni betete mit Inbrunst. Blitz und Donner waren für sie noch Urgewalten, vor denen sie sich fürchtete. Ihre Furcht übertrug sich auf mich. Wann immer ich später ein Gewitter erlebte, erlebte ich es so wie in Traudel-Nenis Haus. Die vielen Vaterunser hatten endlich Wirkung gezeigt. Ich musste eingeschlafen sein. Ich weiß nicht mehr, wie ich wieder zurück ins Bett gelangt bin.

Am nächsten Morgen versammelte sich das ganze Dorf, um den abgebrannten Glockenturm der katholischen Kirche zu betrauern. Ein Ereignis, das sich regelmäßig wiederholte. Die

„Evangelischen“ dagegen hatten das Glück der aufgezwungenen Bescheidenheit auf ihrer Seite. Ihr Kirchturm blieb verschont. Aber auch sie standen da und wollten kaum glauben, dass der Blitz schon wieder eingeschlagen hatte.

Die Dorfgemeinschaft, ansonsten eben in katholisch und evangelisch streng getrennt, erwies sich in solchen Momenten als wahre Leidensgemeinschaft. Alle packten an und bauten den Turm wieder auf. Bis zum nächsten Mal.

Ein paar Liter Milch

Großmutter war eine resolute Person. Klein aber nicht zu übersehen. Vor allem nicht zu übergehen. Wer sie betrügen wollte, der hatte schlechte Karten. Und wer ihr auch noch im Namen der Oktober-Revolution zu nahe trat, der hatte sich gründlich verrechnet. Großmutter hatte ihre ureigensten Vorstellungen von menschlichen Verhältnissen. Die vertrat sie vehement und unerschütterlich. Besonders gegenüber den Eintreibern und „Bedjaren“ (deutsch „Halunken“) der Großnossenschaften, in Ungarn „Tschoppports“ genannt, andernorts „Kolchosen“.

Die soziale Gerechtigkeit bestand nämlich darin, dass die Kleinbauern, denen ja sowieso kaum etwas geblieben war, ein bestimmtes Soll aller ihrer Erträge aufs Peinlichste eben diesen Tschoppports abgeben mussten, damit der große Bruder im Osten genug zu essen hatte. So jedenfalls sahen das die Leute in meinem Dorf.

Nein, gegen die armen Menschen in Russland richtete sich der allgemeine Zorn nicht. Es war vielmehr das Gefühl der Ausbeutung, das die Dorfleute aufwühlte. Und dieses Gefühl verband sie im Grunde mit den Millionen Unterdrückten des weltweiten Realsozialismus. Also könnte man sagen, dass sogar eine gewisse Solidarität mit den Russen herrschte, nur, dass diese Solidarität nichts mit der kommunistischen Idee zu hatte. – Oder doch?

Auf jeden Fall musste Großmutter die Milch ihrer zwei Kühe jeden Morgen eigenhändig zur Sammelstelle des Dorfes bringen. Irgendwann am Tag erhielt sie dann eine rationierte Menge zurück. Schon allein diese Tatsache versetzte sie in Rage. „Welch ein Blödsinn!“ pflegte sie zu schimpfen. „Wieso lassen wir uns das eigentlich gefallen? Da drüben leben doch so viele Menschen. Was ist mit denen los? Haben die keinen Stolz?“ Und so weiter. Sie machte aus ihrem Herzen nie eine Mördergrube. Stets wusste man, was sie bewegte. Ja, ich hatte gelernt, in ihrem Gesicht zu lesen. Fast immer gefiel mir, was ich da las.

Sie war ein fröhlicher Mensch. Aber wenn es um ihr Gerechtigkeitsempfinden ging, verwandelte sie sich in eine Löwin, die ihre Jungen verteidigt. Und wenn es nur um ein paar Liter Milch ging.

Eines Tages, ich beschäftigte mich gerade wieder einmal mit der Katze, hörten wir Großmutter laut reden. Die Katze und ich, beide neugierig aus Berufung, schlichen zum Tor, um zu sehen, was da los war.

„Die Milch kannst du gleich wieder mitnehmen. Denkst du, ich will dieses gepanschte Zeug trinken? Meine Kühe liefern gute Milch mit viel Fett. Wie soll ich von diesem Wasser hier Rahm abschöpfen und Butter machen? Kannst du mir das erklären? Du Bedjar!“

Der so Beschuldigte war Großmutter seit dem Einmarsch der Russen in Budapest ein Dorn im Auge. Er war ursprünglich der Sohn einer Nachbarin, von dem sie mitnichten erwartet hätte, dass der sich zum Handlanger der Sowjets machen ließ.

„Aber Lissi-Neni!“ antwortete der. „Ich kann doch auch nichts dafür! Komm! Nimm die Milch, sonst muss ich dich bei der Polizeibehörde melden.“

„Ja, mach doch, wenn du nichts Besseres zu tun hast, als alte Leute zu ärgern! Und das Eine will ich dir noch sagen: Die Russen bleiben nicht ewig. Warum können wir ihr Fortgehen nicht beschleunigen? Mein Gott, für wie blöd halten die uns eigentlich!“

Und dann ließ sie sich auch noch über Stalin aus. Sie beklagte das elende Hitler-Deutschland und jetzt das hier! – Wie gesagt, wie eine Löwin, die ihre Jungen verteidigt. Ihr Schlusswort war: „Der liebe Gott wird sie alle strafen! Basta!“

Tatsache ist, dass sie fortan keine gepanschte Milch mehr erhielt. Nun weiß ich nicht, ob der junge Mann aus Respekt vor Großmutter handelte oder ob er einfach nur seine Ruhe haben wollte. Ihr Gezeter hatte Erfolg.

Farben am Horizont

Seltsam, Ungarn ist für mich vor allem Sommer. Sonne am Tag und strahlender Himmel in der Nacht. Unendliche Weite. Ich weiß, Ungarn ist ein kleines Land. Aber für ein kleines Mädchen ist der Anblick großartig: Mohn- und Sonnenblumenfelder, Rot und Gelb, so weit das Auge reicht. Irgendwo am Horizont ein kahler Baum, der sehnsüchtig seine Zweige in den Himmel reckt. Staub- wolken, hervorgerufen durch Pferdewagen. Das Muhen von Kühen. Und ständig summt und brummt es. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es sonst auf der Welt so viele Fliegen gab wie bei uns.

Was auch zum Genuss meiner Kinderseele beitrug, war die Gewiss- heit, niemandem nirgendwo und zu keiner Zeit lästig zu fallen. Ich gehörte in die Familie, zu den Nachbarn, ins ganze Dorf und vor allem in diese Landschaft. Alles war meins.

Die Sau ist los

Abends versammelten sich die Leute entweder in der Spinnstube oder einfach um den Brunnen herum und „ratschten“ über Gott und die Welt. Wir Kinder wuselten durcheinander, saßen hier und da auf einem Schoß und schliefen schon mal ein. Wir waren überall dabei. Auch bei Versammlungen anderer Art, zum Beispiel beim Schlachten. Nun mögen Sie denken, dass das Töten von Tieren nichts für Kinder sei. Stimmt! Aber von Großmutter weiß ich, dass es zum Leben dazu gehört. Tapfer hörte ich ihrem Vortrag zu und ebenso tapfer wie neugierig sah ich dann beim Schlachten zu.

Großvater hatte besondere Fähigkeiten. Er besah sich die Pflanzen vor Ort und wusste, ob sie auf einer Wasserader wuchsen oder nicht. Aufgrund dieser Kenntnis erwarb er sich schon als junger Mann den Ruf, ein guter Brunnenbauer zu sein. - Also musste er Brunnen bauen. Großvater konnte auch gut schlachten. Die Leute behaupteten, keiner tötete die Tiere so schnell und sicher wie er. - Also musste er schlachten. Großmutter war überzeugt, dass keiner so gut Wolle spinnen konnte wie er. - Also musste Großvater spinnen. In meinen Augen konnte Großvater einfach alles. Ach ja, sein Wein und sein selbst Gebranntes schmeckten natürlich auch besser als von den anderen. - Also musste er Wein keltern und Obstwasser brennen. Winterhaus und Sommerhaus hatte er selbstredend auch eigenhändig gebaut. Der Herd im Sommerhaus und das Kellergewölbe darunter, alles seine Arbeit. Für mich war Großvater ein Zauberer, ein Künstler, der keinen anderen Menschen braucht. Vielleicht war er deshalb so schweigsam. Nun ja, ab und zu redete er doch. Aber nur im äußersten Notfall. Und solch ein Notfall ergab sich eines Tages beim Schlachten.

Heutzutage sterben in Deutschland die meisten Schlachttiere im Schlachthof und wir alle wissen nichts davon. Aber damals in meinem Dorf waren alle Leute dabei, wenn ein großes Tier, Rind oder Schwein, sein Leben lassen musste. Ab und zu

musste auch ein Esel dran glauben. Denn in eine echte ungarische Salami gehören Rind- Schweine- und Esel-Fleisch. Die Schlachtmethoden für die einzelnen Tiere unterscheiden sich in der Regel.

Mein Großvater tötete ein Schwein folgendermaßen: Wenn die arme Sau sich endlich im Hof müde gelaufen hatte, packten Helfer zu und hielten sie fest. Großvater stellte sich breitbeinig über sie, ergriff irgendwie ihren Kopf, und ruck zuck hatte er schon einen tiefen Schnitt durch die Kehle gezogen.

Gewöhnlich blieb er noch eine Weile so über dem Tier stehen, dessen Blut von schnell hingehaltenen Eimern aufgefangen wurde.

Gewöhnlich passte mein Großvater auch den Moment gut ab und schwang seine Beine elegant beiseite, bevor die Sau zusammenbrach.

Doch an jenem unvergesslichen Tag musste er doch einen Fehler gemacht haben. Bevor er seinen berühmten Schnitt anbringen konnte, grunzte das Tier gar jämmerlich, geriet in Panik und lief im Schweinsgalopp, Großvater rittlings, auf und davon. Die Helfer und alle anderen gestikulierten wild durcheinander und tobten hinter der Sau her. Man sah ihn nicht, aber wir hörten ihn, meinen Zauberer- und Künstler-Großvater. Ich möchte hier nicht wiedergeben, was wir hörten, nur so viel: Großvater, obwohl kein guter Reiter, hielt sich so lange auf der Sau, bis diese erschöpft aufgab. Und dann endlich konnte er sein Werk vollenden.

Im Dorf erinnerte man sich noch lange an diese Episode. Sie wurde gern zum Besten gegeben. Großvater saß dann stumm dabei, rauchte sein Pfeifchen und nickte viel sagend. Er hatte überhaupt nichts dagegen, wenn man sich auf seine Kosten amüsierte. Im Stillen lachte er mit. Ich weiß das, denn ich konnte sein Lachen in seinen Augen sehen.

Es wurde grundsätzlich viel gelacht. Über alles und über jeden. Deshalb wohl war auch keiner gekränkt, wenn er gerade

als Dorfclown erhalten durfte. Ungarischer Humor ist anders als der schwarze englische oder der trockene norddeutsche. In Ungarn lacht man viel über andere und mit den anderen, aber weniger aus Schadenfreude.

Ich habe später als Jugendliche oft darüber nachgedacht, was meinen Vater von anderen Erwachsenen in Deutschland unterscheidet. Vielleicht sein ungarischer Humor, der nie verletzte. Vielleicht seine unnachahmliche Fähigkeit, sich mit dem zu bescheiden, was er hatte. Die Stärke meiner Großeltern und Eltern lag in dieser Fähigkeit, die sie vor Neid schützte und zu liebenswerten Nachbarn machte. Vater konnte wie sein Vater auch auf dem Diwan liegen, nichts tun, nichts sagen und dennoch mitteilen, wie schön das Leben ist. Erstaunlich, wenn ich bedenke, was er alles erlebt hat und die Familie und das Dorf und das ganze wunderschöne Sonnenblumenland. Maschinengewehre, Brüllstimmen in fremder Sprache: „Dawei! Dawei!“ Nein, kein Volk sollte einem anderen Volk die Sonnenblumen rauben!

Katzenjammer

Ich schlief seelenruhig wie in Abrahams Schoß. Für mich war der zurückliegende Tag so glücklich gewesen wie der Tag davor und der Tag davor und der Tag davor. „Schlaf gesund!“ war wie immer mein letztes Wort an Großvater und Großmutter und Mutter und Vater gewesen, bekräftigt mit einem herzhaften Schmatz auf ihre Wangen. Auch meinen kleinen Hund hatte ich gedrückt, bis ihm die Zunge heraushing. Die Welt eines Kindes ist in Ordnung, solange es seine Rituale hat. Mit meiner „Jella“, einer selbst gestrickten, hoffnungslos zerknuddelten Puppe war ich ins Bett gehüpft. Wie immer war die Schilfmatratze ordentlich aufgeschüttelt. Ich erinnere mich heute noch an das Geräusch, das sie machte, wenn ich in ihr versank. Und bald war ich ins Traumland hinüber geglitten.

Unglaublich aber wahr: ich hatte noch nie ein Auto gesehen, geschweige denn einen Omnibus. Ja, wie kam es zu dieser neuen Erfahrung? Meine Zähne waren schuld! Mutter meinte, ein Zahnarzt solle einmal nachsehen, ob noch alle in Ordnung seien. Da gab es kein Pardon. Sie wollte unbedingt nach Mohács in die große Stadt, weit weg von uns hinter dem Graben und den Mohn- und Sonnenblumenfeldern. Im ganzen Leben war ich noch nie weiter gekommen als bis zu den Enden unseres Dorfes. Wie bereits erwähnt, rechts die Leichenhalle und links die katholische Kirche.

An diesem Morgen wurde ich sehr früh geweckt. Katzenwäsche. Minifrühstück. Wutausbruch meinerseits. Wutausbruch von Mutter. Beschwichtigungsversuche von Großmutter. Es half nichts, ich musste mit. Ich hatte Angst. Dieser Aufbruch passte nicht in meine Rituale.

„Warum müssen Kinder immer tun, was die Großen wollen? Das ist ungerecht!“ tobte ich.

„Warum müssen Kinder immer ihren Willen durchsetzen?“ konterte meine Mutter.

Mitten in der Nacht also machten wir uns auf, Mutter und ich. Immer noch vor mich hin grummelnd stapfte ich zornig an ihrer Seite aus dem Tor hinaus. Es ging nach rechts, an der Leichenhalle vorbei. Immer weiter und weiter, bis die Sonne aufging. Dann hatten wir endlich die Bushaltestelle erreicht.

Mir ist heute noch unklar, woran meine Mutter erkannte, dass sie angekommen war. Nichts als Felder um uns herum. Felder mit Mohn und Sonnenblumen natürlich und zwischendurch auch welche mit Melonen, so groß wie ich sie noch nie zuvor gesehen hatte. Alle paar Meter wollte ich stehen bleiben. Nein, ich wollte mich hinsetzen und hören, wie die Melonen wachsen. Mutter aber ging ungerührt und zielstrebig weiter.

Was soll ich sagen? Den Zahnarzt habe ich vergessen. Kein traumatisches Erlebnis. Doch das Riesenauto! Ich weigerte mich standhaft einzusteigen. Erstens grinsten mir total unbekannte Leute entgegen und zweitens gab es kaum noch Platz. Alles voll gestellt mit Körben und Kisten. Die Sitze besetzt mit Männern und Frauen, von denen einige auch dringend einen Zahnarzt nötig gehabt hätten. Damals trugen die meisten Frauen noch die für die einzelnen Regionen Ungarns typischen Trachten. Ich erinnere mich an die Farben Rot, Weiß und Grün und vor allem an eine Unmenge von Röcken, die übereinander getragen wurden. Ein paar Unterröcke und darüber ein paar Oberröcke und zum krönenden Abschluss eine Schürze. Und nur sonntags oder bei einem Ausflug in die Stadt Unterhosen. Die Röcke wurden durch Bänder in der Taille gehalten. Die Blusen ebenfalls durch Bänder um den Hals. Und auf der Bluse ein buntes Fransentuch, das über die Schultern gelegt über dem Busen gekreuzt und in der Mitte der Figur hinter die vielen Röcke gesteckt wurde. Die alten Frauen und Witwen trugen hauptsächlich schwarz. An diesem Morgen herrschte schwarz vor. Dunkle Kleider um mich herum, dunkle Stimmung in meiner Kinderseele.

Meine Mutter konnte mich mit ihren Augen dirigieren ohne laut zu werden. Für alles gab es eine Grenze, auch und im Besonderen für meinen Jähzorn. Das wusste ich. Immer dann, wenn sie

auf ihre ganz spezielle Art die Augen rollte, musste ich aufhören mit dem Gebrüll. Außerdem sahen jetzt zusätzlich die vielen anderen Augenpaare im Bus auf mich. Entrüstung im Blick über den Bergen von Röcken. Da verstummte ich. Klammerte mich an Mutter fest, die mich alsbald auf den Schoß nahm. Seltene Momente der Geborgenheit im Gefühlschaos eines ängstlichen Mädchens.

Auch das ist für mich Ungarn: Gleichzeitig Gegensätzliches zu fühlen, Angst und Geborgenheit wie in dem großen Bus auf einer kleinen Reise in die Stadt. Bis heute regen mich gegensätzliche Empfindungen nicht auf. Ich halte sie aus, ja ich denke, sie geben meinem Leben genau die Würze, die es braucht.

Sie waren Freunde

Meine Mutter liebte Tiere. Auch solche, die verspeist wurden. Zu ihren Lieblingen gehörte unsere Sau im Stall. Es grenzt fast an Zauberei, wie dieses Tier und Mutter einander verstanden. Wirklich, ich denke mir das jetzt nicht aus. Noch Jahre später traten ihr Tränen in die Augen, wenn sie, ich weiß nicht, zum wievielten Male erzählte:

„Also, eines Morgens musste ich mal. Es war noch nicht richtig hell und nicht mehr richtig dunkel. Wie ich so am Schweinestall vorbeiging, hörte ich Grunzen und Quieken. Ich bleib' stehen und rede mit meiner Sau. Das war es!“

„Ja, Mama.“ sage ich. Darauf wieder sie:

„Hätte ich nicht tun sollen! Mein armes Schweinchen! Hat sich die Haxen gebrochen. Ist zu schnell aufgestanden und ausgerutscht.“

„Ja, Mama,“ sage ich.

„Und dann mussten wir es schlachten. Und stell dir vor, ich musste sein Blut rühren. Nein, das vergesse ich im Leben nicht.“

„Ja, Mama.“ sage ich, „du bist in Ohnmacht gefallen. Und alle haben über dich gelacht.“

„Ja, mein Mädchen.“ sagte sie und wischte sich verstohlen eine Träne von der Wange. Liebe kann tödlich sein.

Sie hatte viele solcher Geschichten gespeichert. Von Tieren und Menschen. Von guten und schlechten. Von solchen, denen sie gern geholfen hat und von Freunden, denen sie nicht helfen konnte.

Aufgewachsen war sie in Pillau an der Ostsee. Ein Einzelkind. Auf der Suche nach Ähnlichkeiten mit ihrem Gesicht und ihrer Figur schaute ich mir oft ihre alten Fotografien an. Sie war schön, fand ich, ich dagegen weniger. Wo sie schlank war, war ich immer schon üppig gewesen. Ich meine die Körperteile von der Mitte der Figur abwärts. Rank und schlank war sie und eine viel begehrte junge Maid.

Ihre Augen liebte ich am meisten. Da lag alles drin, was sie jemals erlebt und gefühlt hat. Ich sah in ihren Augen nicht nur ihre aktuelle Stimmung, nein, da war mehr. Aber über dieses Mehr habe ich kaum etwas erfahren. Trotz ihrer Geschichten. Mutter hatte Geheimnisse, obwohl sie ein mitteilbarer Mensch war. Wie so viele ihrer Generation. Doch mit einer Geschichte öffnete sie einen winzigen Spalt zu dem Teil ihrer Gefühle hinter den Fenstern ihrer Seele. Schon lange lebten wir in Deutschland. Mittlerweile war die Mutter meiner Mutter verstorben und der Opa lebte bei uns in der 72m² -Wohnung.

Nun möchte ich nicht behaupten, dass mir meine deutschen Großeltern gleichgültig gewesen wären, aber ich liebte sie nicht. Weil das Alter zu achten ist - mein Vater legte großen Wert darauf - achtete ich sie, mehr nicht. Sie waren Stadtmenschen, wenig verbunden mit dem Land, auf dem sie lebten. Sie lebten in ihrer Wohnung und hörten die Tomaten niemals wachsen. Es machte ihnen nichts aus, und mir hatten sie nichts zu sagen. Mutter jedoch hing sehr an ihren Eltern wie auch an Freunden und Freundinnen ihrer Pillauer Jahre. Und jetzt kommt die Geschichte:

„Weißt du“, fing sie an, „damals in Pillau, vor dem Krieg, war es wunderschön. Im Sommer jeden Tag in der Ostsee baden. Überhaupt das Wasser. Das vermisse ich. Ja, und meine Freundinnen. Ein Mädchen besonders. Wir spielten ständig zusammen. Wir gingen auch zusammen in die Schule, na wie du und deine allerbeste Freundin auch. Es gab nichts, was die eine mit der anderen nicht geteilt hätte, Freud und Leid eben. Wir waren glückliche kleine Mädchen. – Bis 1933. Meine Freundin war Jüdin, was bis dahin keine Bedeutung gehabt hatte. Eines Tages hieß es, sie und ihre Familie wären umgezogen. Schon zu viele aus der Nachbarschaft waren ‚umgezogen‘. Schrecklich! Denn ich habe nichts dagegen getan. Ich habe ihr nicht geholfen.“

So endete diese Geschichte eigentlich immer. Aber nach dem Tod ihres Vaters musste etwas mit meiner Mutter passiert sein. Vielleicht erinnerte sie dieser Tod besonders stark an den Ver-

lust ihrer allerbesten Freundin.

„Stell dir vor, mein Mädchen“, sagte sie einige Tage nach der Beerdigung, „meine allerbeste Freundin hat im Traum zu mir geredet!“

„Was hat sie denn gesagt?“ fragte ich.

„O sie will, dass ich mir keine Sorgen mehr mache. Es ginge ihr gut. Mich träfe keine Schuld. Ich solle sie in Ruhe ruhen lassen.“

Als ich das hörte, spürte ich wieder einen Schmerz. Gemein und unglaublich, was Hitler hatte anrichten dürfen.

Angst

Eines Abends, draußen ist es dunkel. Drinnen ein Kasten auf dem Schemel in der Wohnstube neben dem Kuhstall. Ich mal wieder auf irgendeinem Schoß. Gebanntes Hören auf die Stimme aus dem Kasten. Immer wieder fällt der Name Hitler. Ich spüre Angst. Nicht meine eigene. Ich sehe sie vor allem in den Augen meiner Mutter. Kinder empfinden einfach mit, was Erwachsene bewegt, auch wenn diese das oft nicht wahrhaben wollen. Kinder können auch trösten, auf ihre Weise, wenn man sie lässt. Der Trost, den ich zu bieten hatte, war schmuse. Ich kletterte von dem bisherigen Schoß herunter und schmuse mit Mutter. Ich weiß nicht, ob das für sie Tröstung bedeutete. Ich weiß nur, dass kein Mensch ungestraft Leid in diese Welt bringen darf. Gut, dass der tot ist, denke ich in kindlicher Einfalt. Ich sage das auch und gut, dass wir zusammen sind. Großeltern und Eltern sehen mich an und plötzlich schmuse sie alle mit mir. Ich habe das gern und muss anschließend ins Bett. Ich verschwinde auf meine Schilfmatratze mit meinem üblichen: „Schlaf gesund!“ Die andern sitzen noch schweigend in der Stube. Wie Hiob und seine Freunde.

Von Großmutter lernte ich, dass Menschen „nur“ Menschen sind. „Und wenn es der Kaiser von China wäre“, sagte sie öfter, „warum sollte ich ihm nicht die Meinung sagen?“ - So war sie! Sie ließ sich nicht in Beschlag nehmen von der Großmannsucht klein geistiger Ideologen. Sie konnte keiner besetzen mit Gedanken, die sie nicht denken wollte. Und sie machte niemals einen Hehl daraus. Ein Wunder, dass sie den ersten und den zweiten Weltkrieg und die russische Besatzung 1956 überlebt hat. Durch Großmutter weiß ich, warum es sich lohnt zu leben: Um sich selber treu zu werden. Den eigenen Kopf für eigene Ideen hinhalten zu lernen. Frei zu werden von dem Wunsch, mehr als sich selbst zu beherrschen.

Wer sein Leben liebt, gestaltet es mit den anderen und trotz der anderen, aber niemals gegen sie. Ich weiß, Selbstliebe ist

der Nächstenliebe vorgeschaltet. Und es ist schwierig, nicht bei der ersten stehen zu bleiben.

Wenn man seine eigene Existenz bedroht sieht, verkümmert nicht selten die Solidarität mit den Nachbarn. Auch in meinem Dorf war das so. Außerdem winkten immer ein paar Rubel, wenn man zur Ergreifung von Regimegegnern beitrug. Mein Vater war ein so genannter Volksfeind, weil er das Wohl des Volkes nicht in der Besatzung sah. Vater war für Demokratie und Selbstbestimmung. Und dann rollten die Panzer in Budapest ein. Ungarn hatte sich während der Kriegsjahre in seinen eigenen Judenhass verstrickt und nach dem Krieg in die Vertreibung von Deutsch-Ungarn. War die russische Okkupation nur elf Jahre nach Kriegsende die Quittung dafür? Menschlich gesehen, könnte man es so betrachten. Vater aber liebte das Leben und wollte niemandes Feind sein. Schadenfreude kannte er auch nicht, allenfalls Genugtuung. Aber die war ihm erst Jahrzehnte später vergönnt. Jetzt, 1956, bricht wieder einmal eine Welt über ihm zusammen. Wie kam es zu seiner Karriere als Volksfeind?



Aufbruch

Das ist eine lange Geschichte. Ich muss von vorn anfangen. Vorn, das ist in den dreißiger Jahren, als Deutschland seine Demokratie und seine Selbstbestimmung verlor. Zu viele in Deutschland wollten damals mehr beherrschen als sich selbst.

Stellen Sie sich einen Jungen vor, der mit seinen 12 Jahren fern seiner Heimat als Knecht arbeitet, irgendwo in Österreich. (Viele ungarische Kinder arbeiteten damals im benachbarten Österreich). Es geht ihm nicht schlecht, jedenfalls nicht schlechter als den anderen Kinderarbeitern auf dem Feld. Erst sechs Jahre Schule lagen hinter ihm. Warum die Großeltern ihn nach Österreich ziehen ließen, bleibt ein Geheimnis. Darüber sprach Vater nie. „Es war nötig!“ war sein Kommentar. Also holte er die Ernte ein und erhielt einen kärglichen Lohn. Auf den Feldern in Österreich hörte er von einem neuen Mann in Deutschland. Ein Österreicher, der Deutschland wieder groß mache. Großmacht Deutschland. Großmacht Österreich. K&K-Monarchie. Großmannssucht.

Der Junge mochte das, was er da hörte, besonders die Berichte über die Hitler-Jugend. Sport, Kameradschaft, Lagerfeuer, fröhliche Lieder. Vater war ein Kind von 12 Jahren, das sich nicht mehr heimisch fühlte. Was er da über den neuen Mann in Deutschland hörte, klang für ihn wie eine schöne, neue Welt.

Von nun an träumte er davon, ein Deutscher in Deutschland zu sein. Im Grunde war seine Familie ja deutsch. Irgendwann einmal waren sie das jedenfalls gewesen. Oder waren sie doch eher französisch? Da war er sich nicht ganz sicher. Doch was soll's? Hitler hatte etwas zu bieten. Klar, was ich meine: Arbeit den Arbeitslosen, ein strammes Strafrecht, wenige Verbrecher auf den Straßen. Der Mann räumte auf. Klischees auf dem Weg in den ethischen Kollaps. Aber was wusste schon ein Junge davon? -

Wenn es Winter wurde, zog Vater wieder zu seinen Eltern nach

Ungarn zurück. Dann erzählte er ihnen vom neuen Deutschland und dass er da leben wolle. Die Großeltern hörten ihm zu und blieben skeptisch. Jugend gerät halt ins Schwärmen.

Einige Jahre vergehen. Vater ist inzwischen herangewachsen. Seine Haare sind so schwarz, dass sie in der Sonne blau schimmern. Seine Augenbrauen so dick, dass er sie sich ausdünn. Die Wangenknochen stehen hervor und geben seinen graugrünen Augen eine Mandelform. Ovale Gesicht, ausgeprägtes Kinn. Angewachsene Ohrläppchen. Und nur 168 cm groß. Wie ich finde ein gut aussehender junger Mann. Durch die Feldarbeit braun gebrannt und nichts als Muskeln auf den Rippen. Kein Gramm Fett zu viel. Und wahnsinnig ordentlich. Er nervte mich und meine Brüder immer, weil wir unsere Kleider sorgfältig gefaltet auf den Stuhl legen sollten.

Das deutsche Schlüsselwort der dreißiger Jahre heißt „Ordnung“. Denken Sie an die pedantisch geführten KZ-Listen. Listen, Listen und nochmals Listen. Es gab nichts, so scheint es, das nicht aufgelistet worden wäre. Ordnung und Kontrollzwang. Die beiden Standbeine eines totalitären Geistes.

Mein Vater erlag diesem Geist. Zunächst jedenfalls. Bis dieser totalitäre Geist sich anschickte, Rassenordnung herzustellen. Herrenrasse gegen den Rest der Welt. Deutsche heim ins Reich. Vaters Familie galt als deutschstämmig. Sollte auch heim ins Reich. Raus aus Ungarn. Ab nach Deutschland, was seit seinen Kindertagen Vaters sehnlichster Wunsch gewesen war. Und dann der Schock! Der Kontrollzwang in Hitlerdeutschland brachte mit akribischer Gründlichkeit die jüdische Abstammung der Familie zum Vorschein. Minderwertiges Deutschsein. Ab ins Lager. Es sei denn, die waffenfähigen Söhne nehmen teil am Krieg, indem sie für Deutschland kämpfen. Was sollte mein Vater tun? - Er und sein damals 17jähriger Bruder lassen sich rekrutieren. So freiwillig, wie eine Katze Senf leckt, wenn man diesen auf ihr Hinterteil streicht.

Mein Onkel Janosch verbringt nach dem Kessel von Leningrad seine Jugend in russischen Gefangenenlagern. Kommt

nach sieben Jahren wieder frei und bleibt ein Gefangener. Er kann sein Leben nicht leben. Will sich umbringen. Legt sich auf die Schienen. Der Zug überrollt aber nur ein Bein. Hat er sich zuletzt doch noch anders entschieden? - Das Bein wird gerettet, seine Seele nicht. Er wird 57 Jahre alt und hinterlässt seine türkischstämmige Frau und vier Kinder. Ich habe ihn geliebt, meinen Janosch-Batschi. So wie ich Janosch, seinen Erstgeborenen, immer im Gedächtnis habe, bis heute. Und Franziska-Neni, seine Frau, die fast genau so gut kochen konnte wie Großmutter. Später wird mein Vater deutscher Staatsbürger. Sein Bruder ungarischer. Sind nicht alle Menschen „Brüder“? - Nein! Damals nicht! Und heute auch nicht! - Naiv gefragt: Warum bloß nicht? - Keine Sorge, ich will keine Antwort. Ich will naiv sein. Ich bin naiv. Es ist nämlich wahr: Alle Menschen sind Brüder und Schwestern. Doch nicht alle wollen es wahr haben.

Mein Vater ist also ein minderwertiger Menschenbruder, gerade gut genug, um als Gefechts-Rudergänger in der Marine zu dienen. Aufstiegschancen hat er keine. Und Angst hat er oft. Ironie des Schicksals, dass ein Mensch dem Land dienen muss, das ihn eigentlich ausgemustert hat. Diesem Zynismus ist mein Vater nicht gewachsen. Ich glaube, er ist fortan ein gebrochener Mann. Nur, er weiß es noch nicht. Noch hält er sich tapfer. Und er hat Glück im Unglück. Seine Vorgesetzten mögen ihn. Er kann sehr gut kochen. In der Zeit zwischen den Gefechten und wenn er keine Wache schieben muss, bereitet er köstliche Menüs zu. Seine Kochleidenschaft macht ihn sympathisch. Seinem Sohn wird er später den Namen eines seiner Vorgesetzten geben, Siegfried, welcher Vater und Mutter die Heiratserlaubnis erteilt hatte. Die brauchten sie, weil nur Arier sich mit Ariern fortpflanzen sollten. Und „reinblütig“ waren Vater und Mutter beide nicht. Mein Gott, was für eine Welt! Eine Welt, in der sich immer noch Menschen menschlich gaben. Siegfried, der Vorgesetzte, überlebte nicht. Aber sein Andenken geriet nicht in Vergessenheit. Und Vater war deutscher Soldat. Und genau dieser Umstand wurde ihm nach Kriegsende in Ungarn zum Verhängnis.

Vater und Mutter heirateten 1944. In Pillau, dem Marinestützpunkt an der Ostsee, waren sie sich begegnet. Franz und Elfriede im Glück, während um sie herum das Chaos herrschte. Junge Menschen, das ganze Leben noch vor sich. Aber was für ein Leben? - Kein Gedanke an Altersvorsorge. Kein Gedanke an einen Beruf und keine Hoffnung auf Heimat. Nur die Angst, ob Franz auch wieder kommt. Sein Schiff durchstreifte die Ostsee nach feindlichen Bewegungen. Mehr weiß ich über seine Einsätze nicht. Noch so viel, dass er eine Pistole im Stiefelschaft verbarg. Sollte er auf ein U-Boot versetzt werden, wollte er sich lieber gleich umbringen, als in diesen „Blechröhren“ lebendig begraben zu werden.

Franz war nicht tapfer. Er wollte einfach nur glücklich sein. Mit seiner Elfriede. Die beiden verlebten trotz allem von 1944 bis 1945 ein erträgliches Jahr. Dann das Ende. Kein Krieg mehr, keine Angst mehr um Franz. Stattdessen Angst ums Überleben anderer Art. Was sollte man essen, wo sollten sie es finden und wie bezahlen?

In Pillau wurde es eng, politisch gesehen. Die Russen kamen und mit ihnen die Flucht. Johanna, Elfriedes Mutter, Elfriede und Franz machten sich auf nach Bayern. Elfriedes Vater Friedrich versteckte sich indes schon länger. Erst vor den Nazis und jetzt vor den Russen. Er ging nicht mit nach Bayern. Zunächst jedenfalls nicht. Irgendwo musste er untergekommen sein, denn nach einigen Monaten tauchte auch Friedrich im Süden Deutschlands auf. Es bleibt mir ein Rätsel, wie er die Adresse erfahren hat, wie er wissen konnte, wo er Frau und Tochter und Schwiegersohn suchen musste.

Mein deutscher Großvater war kein Held, gewiss nicht, aber er wusste, was anständig war und was nicht. Die Nazis fand er unanständig. Anstand bewies ein Mann in einer sozialen Partei. Also engagierte er sich von Jugend auf in der SPD. Er führte die Kasse des Ortsverbandes. Ein Vergehen am deutschen Volk. Ein weiteres Vergehen war wohl, dass er seine Elfriede nicht im „Bund Deutscher Mädchen“ unterbrachte. Elfriede musste da-

rauffhin die Schule verlassen und fortan in der Marine - Wasch - und Näh-Anstalt Soldatenröcke flicken.

Während der Arbeit waren sie sich dann auch begegnet, Elfriede und Franz. So als hätten sie sich gesucht und gefunden. Zwei verlorene Jugendliche, die einander Wärme und Liebe schenken in einer seltsamen Welt. In dieser Welt damals war kein Platz für Idylle und Romantik. Nur Raum für die eigene Liebe. Auch nicht schlecht, wenn ich bedenke, dass Liebe stärker ist als der Tod. Der millionenfache Tod unschuldiger Menschen: Frauen, Kinder, Soldaten und Männer, die keine Soldaten waren. So wie es heute noch unzählige, unschuldige Menschenopfer gibt auf den Scheiterhaufen unmenschlicher Ideologien. Und immer noch leben Menschen, um Menschen zu retten. Wahnwitziges Zusammenspiel von Liebe und Hass.

Und genau zwischen diese beiden Pole ist mein Vater mit seiner jungen Frau geraten. Er war ein Kind weiter Landschaften und endloser Felder. Der Krieg hatte ihn in Schiffe eingesperrt und das Kriegsende in die Wälder Bayerns. Da muss ihn das Heimweh gepackt haben. 1946 reist er mit Elfriede nach Ungarn, um seinen Eltern seine Ehefrau vorzustellen. „Das wird doch wohl möglich sein“, wird er sich gedacht haben. Also ziehen sie los und kommen an.

Nun hat Ungarn mit Deutschland den Krieg verloren. Ungarn steht nicht dazu, die Nazis bei der Judenverfolgung unterstützt zu haben, und macht jetzt Jagd auf alles, was deutsch ist. Keine gute Idee, sich als ehemaliger deutscher Soldat und ungarischer Staatsbürger deutscher Abstammung im Nachkriegsjahr 1946 in seiner Heimat blicken zu lassen.

Mein Vater wird verhaftet, gefoltert und ein Jahr eingesperrt. Wer für Hitler-Deutschland in den Krieg gezogen ist und jetzt zurückkommt, der kann nur ein Spion sein. Elfriede wird ebenfalls eingesperrt. Sie kommt nach sechs Wochen frei, weil sie ununterbrochen weint und schreit. Ihre Verzweiflung muss sehr groß gewesen sein. Ihr trauen die neuen Wächter Ungarns keine politische Energie zu. Später, ich wusste als Kind nie warum,

bekam sie immer noch Schreikrämpfe. „Mutter, ich habe dich doch lieb, was ist denn, warum schreist du so, ist doch alles in Ordnung!“ In meinem Herzen sind die Wunden meiner Mutter heute noch spürbar.

Nach 12 Monaten ist auch Vater wieder frei. Er darf zu seinen Eltern und zu seiner Frau in seine alte Heimat. Ja, alt fühlt er sich und wieder eingesperrt. Er darf das Dorf nicht verlassen und muss sich jeden zweiten Tag auf der Polizeistation melden. Mutter darf überall hin. Und sie ist dauernd unterwegs. Nach Budapest, Kontakte aufnehmen nach Deutschland, um wieder nach Hause zu kommen, zu ihren eigenen Eltern.

12 Jahre wird nichts daraus. Sie muss sich fügen. Lernt Ungarisch. Lebt im Dorf mit Mensch und Tier und gewinnt allmählich lieb, was ihr Kummer macht. Das Leben meiner Mutter ist geprägt von Heimweh. In Ungarn sehnt sie sich nach Deutschland zurück, später in Deutschland sehnt sie sich nach Ungarn zurück. Sie hat nie mehr Fuß gefasst, seit sie aus Pillau weggehen musste. Vielleicht ist schon damals etwas in ihr zerbrochen. Ich weiß es nicht. Ich kann sie nicht mehr fragen. So viele Fragen, die sie mir nicht mehr beantworten kann. In unserem Flur hängen immer drei Bilder verschiedener Ansichten von Pillau.

Elfriede und Franz in Ungarn. Sie arrangieren sich mit ihrer Situation und kommen einigermaßen zurecht. Großmutter und Großvater sind jetzt ihre Familie. 1954 erblicke ich das Licht der Welt. Für meinen Vater bin ich ein Gottesgeschenk. Für Mutter die Erhörung ihrer Gebete. Es waren bis zu meiner Geburt 10 Jahre Kinderlosigkeit vorausgegangen. Großeltern und Eltern knuddeln mich von morgens bis abends. Kein Tag meiner Kindheit in Ungarn, an dem nicht mit mir geschmust wird. Dafür bin ich unendlich dankbar. Großeltern und Eltern haben mir das Beste vermittelt, das man einem Kind geben kann: Urvertrauen. Ich fühle mich noch heute im Rückblick und gerade beim Schreiben so sicher wie damals, sicher wie in Abrahams Schoß. Das Dorf, die Großeltern, die Eltern, Traudel-Neni und Ference-Batschi, die Fleischmanns von nebenan. Hund und Katze,

meine täglichen Wanderungen. Die Erinnerung daran ruft in mir Sehnsucht, Heimweh hervor und das Gefühl von Geborgenheit. Ich brauche diese Gefühle, um zu spüren, dass es sich lohnt zu leben.

Die Karriere meines Vaters als ungarischer Volksfeind nahm in den 30er Jahren ihren Lauf, als er deutscher Soldat werden musste, und endete 1989 mit der Rehabilitation des Ministerpräsidenten von 1956 Imre Nagy. Imre Nagy erlitt seinerzeit ein grausiges Schicksal. Weil er das ungarische Volk zum Widerstand aufgerufen hatte, hatten ihm die Russen seine Freiheit geraubt, ihm alle Fingernägel ausgerissen und ihn schließlich öffentlich diffamiert und ermordet.

Ich sehe meinen alten Vater vor dem Fernseher, wie er dasitzt, ein riesiges Taschentuch in den Händen, mit dem er sich immer und immer wieder die Augen wischt und die Nase putzt.

Es ist, als ob mit Imre Nagy mein Vater ebenfalls rehabilitiert wurde. Es ist, als ob sich mit dem Fall der Berliner Mauer und der Rehabilitation von Imre Nagy die demokratischen Grundüberzeugungen meines Vaters gelohnt hätten. Das Jahr 1989 läutete bekanntlich den Zusammenbruch der Sowjetunion ein.

Seine Grundüberzeugungen brachten Vater 1956 dazu, unser Dorf zu verlassen. Voller Empörung und mit dem Mut der Verzweiflung, mit dem auch Studenten und Bauern in Budapest gegen den Einmarsch der Sowjetunion demonstrierten, machte er sich auf in die Hauptstadt.

Nicht schon wieder ein totalitäres Regime. Um Gottes Willen! Tausende gingen auf die Straßen, unbewaffnet ihr Recht auf Freiheit zu verteidigen. Anfangs waren die russischen Soldaten in ihren Panzern irritiert. Sie weigerten sich, auf wehrlose, unbewaffnete Menschen zu schießen. Holten sie in ihre Panzer, um sie zu beschützen. Auch diese Männer waren Betrogene. Weit weg von Kasachstan, Kirgisien oder Tadschikistan. Aus Sibirien stammten sie und aus der russischen Mongolei. Kaum einer von ihnen hatte je von Ungarn gehört. Aber die Regierung

in Moskau brauchte mehr Land, mehr Tschoppports, um die gigantische Sowjetunion zu ernähren. So sahen das die Leute in meinem Dorf. Um nichts anderes sei es gegangen.

So kann man sagen, dass viele Ungarn starben, weil ein anderes Land besser leben wollte. Ist das nicht immer so, wenn Kriege geführt werden? - Du hast etwas, das ich haben will?

Wie auch immer, Vater hatte die Auflage verletzt, unser Dorf nicht zu verlassen. Das wäre nicht weiter tragisch gewesen und hätte ohne Folgen bleiben können, wenn ihn nicht ein Dorfmitglied denunziert hätte. Vater und Mutter lebten nun schon 10 Jahre im Dorf. Ich war schon auf der Welt, mein Bruder Siegfried war unterwegs. Noch fast zwei Monate, und dann sollte er geboren werden.

Es war Winter, als Vater von einem Freund erfuhr, dass er nicht im Dorf bleiben könne. Die Russen seien hinter ihm her. Er müsse fliehen.

Totalitäre Geister führen gerne Listen, wie ich schon erwähnte. Auch die Sowjetunion. Es war ihr gelungen, Demonstranten von Budapest zu erfassen und zu verfolgen. Verrat hat in solchen Zeiten Hochkonjunktur. Stimmung von Heimatlosigkeit im Sonnen- blumenland.

Vater stand auch auf einer solchen „schwarzen Liste“, was einem Todesurteil gleichkam. Was sollte er jetzt tun? Seine Frau im siebten Monat schwanger und seine Tochter fast drei Jahre alt. Mit den beiden fliehen? Wohin und wie? - Er entschließt sich für eine Flucht mit Frau und Kind.

Es war Anfang Dezember. Es lag viel Schnee auf der Landschaft. Eisige Kälte in der Luft. Der Entschluss im Herzen, nicht aufzugeben. Irgendwohin zu gehen und wieder ganz von vorne anzufangen. Mutter will nach Deutschland. Zu ihren eigenen Eltern. Vater wollte ja schon als Zwölfjähriger Deutscher in Deutschland sein. Also wieder zurück zu den Anfängen.

Ich erinnere ein paar Szenen des Aufbruchs. Vor allem den

Abschied von Großmutter und Großvater. Unbeschreibliche Gefühle. Mit einem Schlag keinen Mucki mehr und keine Katze. Keine Traudel-Neni und keinen Ference-Batschi mehr. Und vor allem – keine Großeltern mehr. Wegfahren. Raus aus meinem Dorf. Ein kleines Mädchen mit seinem Kummer allein gelassen, weil die Erwachsenen jetzt andere Sorgen hatten, als es zu trösten. So war ich denn auch untröstlich. Ich weinte verzweifelt, wollte mich nicht losreißen von Großvater. Ich klebte an ihm wie eine Klette. „Ich will nicht! Ich will hier bleiben! Ich will nicht weg!“ -

Was dann folgte, ist film reif. Vater hatte zu anderen Fluchtwilligen, meist jüdischen Familien, Kontakt aufgenommen. Gemeinsam hatten sie für viele Forint einen Schlepper organisiert, der sie über der jugoslawischen Grenze nach Österreich bringen sollte. Der Tag des Abschieds war also gekommen. Man traf sich heimlich und zog los im Vertrauen auf die geografischen Kenntnisse des Schleppers. Wie gesagt, ganze Familien mit Frauen und Kindern stapften Kilometer für Kilometer durch den Schnee Richtung Grenze, Richtung Freiheit.

Der Schlepper war ein schlechter Mensch, der sich ungeniert an der Angst seiner Mitmenschen bereicherte. An der jugoslawischen Grenze angekommen, noch auf der ungarischen Seite, zeterte er plötzlich herum. Er wollte wissen, was die Flüchtlinge im Gepäck mit sich herumschleppten, denn er habe keine Lust, als Schmuggler erwischt zu werden und so weiter. Den Betroffenen blieb also nichts übrig, als ihre Taschen zu leeren. Außer den persönlichen Habseligkeiten kam auch eine einzige Pistole zum Vorschein. Ein Familienvater hatte sie für alle Fälle eingesteckt.

Nun tat unser Schlepper gerade so, als sei er ein Menschenfreund. Tobte und schimpfte ungeniert und ganz laut und ließ die frierenden und frustrierten Flüchtlingsfamilien einfach stehen und machte sich auf und davon. - Und jetzt? - Zurück gehen oder weiter gehen? - Die Männer allein oder mit den Frauen und Kindern? - Noch während sie sich berieten, rollten Militär-

fahrzeuge heran. Russische Soldaten stiegen aus. Sie hatten den Treck aus einiger Entfernung beobachtet. Erstaunlich ist nur, dass sie erst jetzt erschienen. Hatte der Schlepper etwa zweimal verdient?

Die vielen Kinder müssen die Soldaten milde gestimmt haben. Einer von ihnen nahm mich auf den Arm. Ich weiß, eigentlich dürfte ich mich nicht daran erinnern, weil ich noch zu klein war, damals. Aber ich erinnere sein Gesicht trotzdem. Gelb war es und ganz kleine Augenschlitze hatte er. Er sprach Wörter, die ich nicht verstand. Und Ich mochte nicht, dass er mich auf den Arm nahm. Ich tat das, was alle Kinder tun, wenn sie Angst haben, ich schrie aus Leibeskräften. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mich meiner Mutter zu übergeben.

Eine heikle Situation. Was werden die Soldaten jetzt unternehmen? - Werden sie sich an den Befehl halten, Flüchtlinge gefangen zu nehmen? - Werden sie die Männer einfach erschießen, was schon vorgekommen sein soll? - Sie reagieren unerwartet. Sie packen die Familien in ihre Fahrzeuge und bringen sie zurück in ihre Dörfer, ohne einem von ihnen auch nur ein Haar zu krümmen. Ein gescheiterter Fluchtversuch mehr in der Weltgeschichte. Aber auch ein Akt der Menschlichkeit mehr.

Die Großeltern trauten ihren Augen nicht. Da waren wir wieder. Vater und Mutter und ich. „Wir gehen nicht mehr weg! Großmutter, bitte, bitte, ich will bei dir bleiben!“ - Mutter behauptete später einmal, nie mehr ein glücklicheres Kind gesehen zu haben als ihre kleine Tochter an diesem Tag der Rückkehr.



Noch ein Versuch

Die Russen verfolgten damals jeden, der von Freiheit und Demokratie sprach. Kompromisslos in ihren Überzeugungen. Sie passten nicht zusammen, Besatzer und Besetzte. Doch in welchem Land passen sie schon zusammen? - Vater beschloss, sofort wieder aufzubrechen, ohne Frau und Tochter. Den Schritt in die Freiheit noch einmal zu wagen nach dem Motto: „Komme ich um, dann komme ich um! Lieber so, als im Gefängnis.“ Also schnürte er erneut sein Paket. Und wieder saßen sie in der Stube mit dem kleinen Mädchen, das schmusen wollte.

Vater ging. Das Ende des Jahres 1956 kam. Ende Dezember, der Schnee lag noch frostig auf der Landschaft, erblickte mein Bruder Siegfried das Gesicht der Welt. Er kam zu früh, etwa einen Monat vor der Zeit. Die Temperaturen in den Minusgraden. Mutters Nerven am Ende, die körperliche Gesundheit erschüttert und Siegfried unterkühlt. So kamen sie auf dem Pferdewagen aus dem Krankenhaus zu Hause an.

Großvater konnte nicht nur Wolle spinnen, Brunnen graben und Tiere schlachten. Er wusste auch, was jetzt zu tun war. Großmutter pflegte meine Mutter und er schnürte den winzigen Siegfried mit warmen Tüchern an seinen Leib. Die Tücher wechselte er ständig gegen frisch erwärmte aus. Ein lebender Brutkasten. Ohne viele Worte, versteht sich.

Für mich ergab sich jetzt ein Problem: Alles drehte sich um den Bruder und ich konnte keinen Kontakt zu ihm aufnehmen. Entweder schleppte Großvater ihn mit sich herum oder er lag verborgen unter einem riesigen Hügel von Bettdecke. Wehe, wenn ich ihm zu Nahe kam. Einmal muss es mir doch gelungen sein, sein Gesicht frei zu schieben. Weil er nicht auf mich reagierte, muss ich ihn erst gestreichelt und dann gekratzt haben. Jedenfalls wurde das immer behauptet. Ich weiß nur noch, dass ich ihm nichts tun wollte und dafür von Mutter auf die Hände geschlagen wurde. Das schmerzte – lange, sehr lange.

Sobald Mutter wieder auf den Beinen war, wurde sie für mich

fast unsichtbar. Ich erwähnte bereits, wie oft sie sich in Budapest um Familienzusammenführung und eine legale Ausreise nach Deutschland bemühte. Insgesamt zwei volle Jahre lang. Für mich Gnadenjahre. Ich spielte derweil mit Katz und Hund. Streifte mein Terrain ab und wurde wieder glücklich. Besonders, als Siegfried laufen lernte und wir uns nun zu zweit in der Botanik verlieren konnten. Hänsel und Gretel, unzertrennlich. Mein Bruder gehört zu meiner Identität bis heute. Er feierte bereits Silberhochzeit. Seine Kinder sind im Teen-Alter oder schon erwachsen. Doch er bleibt für mich der kleine Bruder.

Weil er etwas schwächlich war, musste ich ihn ständig verteidigen. Wir lebten schon lange in Deutschland, hatten noch einen Bruder bekommen und uns in Remscheid – Güldenwerth ein neues Terrain erobert. Siegfried las Abenteuerromane für sein Leben gern. Auch Karl May. Seine Freunde ebenso. Und eines schönen Sommertages kamen sie auf die Idee, eine Marter Szene nachzustellen. Wen banden sie an einen dicken Baum und knebelten ihn, dass er fast erstickt wäre? - Klar, Siegfried! Als ich zufällig am Ort des Geschehens vorbeikam, hing er schon halb ohnmächtig und blau angelaufen am Marterpfahl. Ich nichts wie hin!

Erschrocken wichen die Spielkameraden meinen Armen und Beinen aus. Außerdem schlug ich mit fürchterlichen Schimpfwörtern um mich. Ich nahm Siegfried vom Baum ab und dachte, er würde sterben. Mit einem Gemisch aus Wut und Angst im Bauch schleppte ich ihn nach Hause. Er überlebte, aber klüger war er nicht geworden. In der nächsten Szene hackten sie mit Stöcken und Plastik-Tomahawks auf einander ein. Siegfrieds Nasenrücken muss dabei im Weg gewesen sein. Ein Schlag mit dem Tomahawk und das Nasenbein spaltete sich. Mutter verbrachte anschließend den Rest des Tages im Krankenhaus. Siegfried blieb ein Paar Tage dort. Die Nase wurde gerettet.

Entweder überschätzte er sich ständig, oder er war wirklich körperlich nicht so fit wie die anderen. Es verging kaum ein Tag, an dem Siegfried nicht mit irgendwelchen Blessuren nach Hau-

se gekommen wäre. Aber er hat alles überlebt.

Zwei Gnadenjahre in Ungarn mit meinem kleinen Bruder, Katz und Hund und was sonst noch zu mir gehörte. Jeden Abend, vor dem Schlafengehen, zeigte Mutter mir ein Bild von Vater, damit ich ihn im Gedächtnis behielt. Ich muss sagen, keine leichte Aufgabe für ein Kind wie mich, das ganz aus dem Augenblick heraus von den Ereignissen lebte. Vater ereignete sich nicht mehr. Er kam am Tag nicht vor. Da half mir auch der regelmäßige Blick auf ein unbewegliches Foto nicht. Das sprach nicht mit mir. Nahm mich nicht in die Arme. Vater war keine Größe mehr für mich. Doch für Mutter blieb er natürlich das größte Ziel. Sie redete über ihn und dass wir ihn in Deutschland bald besuchen werden. Zwei Jahre redete sie davon. Da aber kein Tag dieses Ereignis brachte, hielt ich ihre Reden für eine Gute-Nacht-Geschichte. Ein Einschlafritual. Was behält ein Kind von Menschen, die es verlassen haben? -

Angst mischte sich unter die Glücksgefühle. Wieder weggehen von Großmutter und Großvater? - Wo sollten Siegfried und ich dann spielen - ohne den großen Graben, die Leichenhalle und die katholische Kirche? Ohne den Lehm, die Mohn- und Sonnenblumen? Ohne Großmutter's Tomaten und Großvater's gutmütiges Brummen? Nein, das durfte nicht sein! Und so verschloss ich mich standhaft vor dem Gedanken, nach Deutschland zu fahren.

Mutter erzählte mir auch von ihren Eltern in Deutschland. Das sollten dann meine Großeltern sein. Es gelang mir nicht, an sie zu denken. Sie ereigneten sich nicht. Ich hörte von ihnen, wusste aber nicht, wer sie waren. Ich verstand nicht, warum wir nicht in Ungarn bleiben konnten.

Bruder im Osten

Bereits nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 und der Niederlage Nazi-Deutschlands hatte die Sowjetunion Ungarn zur Republik ausgerufen und einige Jahre später zur sozialistischen Volksrepublik erhoben, zur Melkkuh Moskaus, wie die Leute im Dorf sagten. Erst als Ungarn sich 1956 wieder vom Ostblock lösen wollte, marschierte die Sowjetarmee mit Panzern in Budapest ein und besetzte in der Folge das ganze Land. Eine zweite Besatzung, könnte man sagen.

Ungarn pendelt in seiner Geschichte von Abhängigkeit zu Abhängigkeit. Etwa 175 Jahre türkische Herrschaft und K&K Monarchie verhinderten in den vergangenen Jahrhunderten seine Souveränität. Mit der Entscheidung, als Verbündeter Deutschlands in den Zweiten Weltkrieg zu ziehen, endete Ungarn kläglich in der Denk- und Lebensgemeinschaft hinter dem „Eisernen Vorhang“.

Mein Vater behauptete immer, den Ungarn könne man nicht lange die Freiheit nehmen. Die Russen müssten wieder gehen. Nur der Herrgott sei ewig. Das sagte er, lag auf seinem Diwan, strich sich über den Bauch und fragte in die Luft: „Ich habe eine treue Frau und gesunde Kinder. Keiner muss hungern und frieren. Ich kann denken, was ich will und leben wie ich will. Was will ich noch mehr?“ - Franz, der Zigeunerbaron.

Meine Familie und, wie ich glaube, die meisten Ungarn versagten sich eine ideologische Identifikation mit dem „Großen Bruder im Osten“. Gut, man musste für ihn arbeiten, aber sich unterwerfen? Nach außen fügten sie sich und nach innen pflegten sie ihre Religion und ihre Unabhängigkeit. Auch wirtschaftlich. So weiß ich, dass die Mini-Grundstücke, welche die Russen den Bauern gelassen hatten, zu zwei Dritteln ganz Ungarn ernährten. Irgendwie schafften sie es, kaum Mangel zu erleiden: mit zwei Kühen und einem Schwein, ein paar Ziegen und Hühnern und dem Anbau von Getreide, Gemüse und Kartoffeln.

Die Leute in der Stadt hatten es weitaus schwerer. An je-

der Straßenkreuzung standen sie. Kalaschnikow geschulterte junge Männer, fern ihrer armseligen Hütten Sibiriens oder Kasachstans. Maschinengewehre und Uniformen. Hoch zu Ross oder im Geländewagen. Und Knöpfe so groß wie Äpfel. An den Soldatenmänteln. Soldaten überall. „Ob die in Russland keinen Platz mehr für ihre Leute haben?“ fragten sich die Ungarn. Man hatte den Ungarn die Sonnenblumen gestohlen aber ihren Humor und die Liebe zum Leben gaben sie nicht her.

Es wurde viel getanzt in den lauen Sommernächten. Die Luft schwermütig vom Geigenspiel. Die Melodien ekstatisch umgesetzt. Im Takt schrie ich mit, wenn alle bei einer Drehung das Taschentuch schwangen und jauchzten. Auf dem Arm von Vater oder Janosch- Batschi. Ungarn bedeutet für mich: dabei sein. Sich freuen, tanzen und singen. Bunte Röcke und stoppelige Bärte. Sonnengebräuntes, faltiges Lächeln. Anderen in die Augen sehen. In der Pupille sich selbst erblicken. Freundschaft. Solidarität. Bewahren, was kein Fremder stehlen oder kaufen kann.

Doch nicht alle Leute im Dorf haben durchgehalten. Zu viele Enttäuschungen. Keine Kraft mehr, nach Monarchie und Nationalsozialismus eine sozialistische Volksrepublik zu ertragen. Keine Kraft mehr, der Zerstörungswut neurotischer Idealisten etwas entgegenzusetzen. Keine Kraft für den Glauben an Gott und keine Kraft für die Gottlosigkeit der Partei. Kraft nur noch fürs Abtreten von der Weltbühne, deren Schauspiel blutiger Ernst geworden war.

Auch Vater hatte diese Möglichkeit in Betracht gezogen. Doch er strandete im neuen Deutschland. Im Deutschland der Wiederbewaffnung und des Wirtschaftswunders, der Studentenrevolte und der RAF. Doch es gab auch Hoffnung. Menschen wie Willy Brandt etwa, dem ersten großen Versöhner zwischen Ost und West. Vater hat durchgehalten. Wurzeln aber schlug er nie im Land seiner Kindheitsträume.

Das Weltall

Meine Jella neben mir. Mein kleiner Hund auf dem Bett und vier Engel im Zimmer. In den Ecken an der Decke. Blau mit weißen Wolken. Gerade noch erkennbar im Dämmerlicht. Bald ist es ganz dunkel. Ich habe keine Angst. Die Engel sind ja da. „Sie beschützen dich“, hatte Großmutter versichert, bevor sie meinem Blickfeld entschwand.

Melonen oder Weintrauben in Mengen genossen treiben nicht nur die Älteren aus dem Bett. Also, ich musste mal. Unser Haus ist ein typisches Langhaus mit der Stirnseite zur Straße. Zuerst das Schlafzimmer dann die Winterküche mit dem Diwan, auf dem Großvater immer seinen Mittagsschlaf hält, und dann der Kuhstall. Und dann erst, ein paar Meter vom Haus entfernt, das Plumps-Klo und ein paar Meter weiter davon der Schweinestall mit Ziegenabteilung. In der Nacht kommt mir der Weg bis zum Klo unendlich vor. Plötzlich Herzklopfen, weil sich eine Fledermaus vom Brunnendach gelöst hat und jetzt schaukelnd ihre Kreise zieht. Zittrige Knie, weil die Katze die Beine berührt. Aufsteigende Tränen, weil die Engel nicht da sind und auch sonst keiner. Nur die Tiere machen komische Geräusche. Im Kuhstall die Ketten und im Schweinestall ein Grunzen.

Allmählich gewöhne ich mich an die Dunkelheit und schaue nach oben: Sterne statt Engel. Mond statt Wolken. Schwarz statt Blau. Ich entdecke das Weltall. Lichter, so viele über mir. Ich werfe meine kleinen Arme hoch und rufe ganz laut: „Lieber Gott, wo bist du?“

Mit einer Intensität, die mich bisweilen heute noch überfällt, suche ich Gott. Da oben er. Ich hier unten. Zwischen uns die Nacht. Aber zwischen uns auch die Lichter. Abertausende. Da stehe ich nun und suche Gott im Himmel. Dass ich mal muss, habe ich vergessen. Das Geschäft erledigt sich von selbst. In dieser kindlichen Verzückung muss ich für Großmutter ein erschütterndes Schauspiel abgegeben haben. Sie tritt aus dem Haus, den wehenden Zopf hinter sich und die Arme vor sich.

Sie packt mich und weint. Ruckartig bin ich wieder zurück auf dem Boden der Tatsachen: Ich habe mich nass gemacht. Jetzt spüre ich das. Ich schäme mich und beruhige mich zugleich. Großmutter ist ja da. Sie bringt mich zurück ins Haus. Neues Nachthemd. Neuer Versuch, im Angesicht der Engel mit meiner Jella im Arm und meinem kleinen Hund auf dem Bett, zu schlafen. Getröstet von dem liebsten Menschen weit und breit.

Der nächste Tag ist seltsam. Ich starre in den Himmel. Jetzt ist er blau. Irgendwann wird er schwarz: Wenn nämlich die Hühner in den Stall müssen und ich ins Bett. Nach der Entdeckung des Weltalls rückt die Zeit in mein Bewusstsein. Jedenfalls, was Tag und Nacht angeht. Ich merke, die vielen Lichter scheinen nur in der Nacht. Am Tag in den Himmel zu starren und sie zu suchen, ist zwecklos.

Manchmal spüre ich meine kindliche Lebens-Intensität noch. Diese Aha-Momente, wenn ich etwas begreife, was mir bisher nicht bewusst war. Ich brauche sie wegen der Antworten auf meine Fragen. Der gute alte Platon ist vom Eros des Denkens überzeugt. Ich bin in aller Bescheidenheit geneigt, ihm zuzustimmen.

Abschied

Roter Mohn, gelbe Sonnenblumen, grüne Paprika, braune Erde und mittendrin Ziehbrunnen. Blauer Himmel und weiße Wolken. - Schöne Farben, kräftig und klar. Nicht das Grau in Grau verregneter Tage und übellauniger Menschen. Lebenslust pur. Meine Habenseite.

Mutter war plötzlich immer da. Nervös dirigierte sie mich durch den Tag: „Rositta, mein Mädchen, bleib hier! Musst nicht immer herum zigeunern!“ Ganz gleich, wohin ich gehen wollte, sie war dagegen. Und mir nichts dir nichts focht ich meine Persönlichkeits- kämpfe nicht mehr mit der Katze aus.

Ob ich Lust hatte oder nicht, ich musste mit Siegfried spielen! Der war inzwischen zwei Jahre alt. Er sprach kaum und tat nie, was ich ihm sagte. Nur wenn es geregnet hatte und wir im aufgeweichten Lehm Boden matschen konnten, waren wir uns einig. Die Großeltern gingen ihrem Tagwerk nach wie immer. Sie ergriffen weder für mich noch für Mutter oder meinen kleinen Bruder Partei. Sozialisierung nennt man das wohl. Ein hartes Stück Arbeit für alle Beteiligten.

Meiner Trotzphase zum trotz festigte sich das Band zu meiner Mutter. Ich spürte wohl ihre Sehnsucht. Eine Sehnsucht nach irgendetwas. Und eine Trauer um irgendetwas. Da half kein Schmusen mehr. Sie beruhigte sich kaum noch, wenn sie weinte. Was konnte ich da tun? - Ich weinte einfach mit und spürte, wie ich sie trösten will, es aber nicht geht. Manchmal geht nichts mehr. Dann beginnt sie unverhofft zu schreien. Sie schreit aus Leibeskräften und meine Glücksgefühle stürzen jedes Mal ab. Nein, sie schrie niemanden an. Sie hatte keine Wutausbrüche. Sie schreit aus Verzweiflung. Großmutter nahm sie dann und verschwand mit ihr. Großvater nahm mich und Siegfried in die Stube, faltete unsere Hände und betete das Vaterunser.

Aber das ist nicht der Grund für meine Verlustseite. Ich verlor das schützende Kerngehäuse meines Inneren in der Nacht, die

mich von meinen Großeltern trennte. Ich war nicht gut darauf vorbereitet. Ein Kind erzählt viel auf seinen Streifzügen durchs Dorf. So trafen meine Großeltern und Mutter heimlich alle Vorbereitungen für die große Reise nach Deutschland. Sicher, Mutter erzählte mir ja schon länger von Vater, den wir bald besuchen werden: „Wann ist bald?“ fragte ich sie und vergaß es regelmäßig.

Ich liege auf der raschelnden Schilfmatratze mit ihrem eigentümlichen Geruch. Meine Jella mit mir. Tiefschlaf. Ein Rütteln an den Schultern: „Rositta, aufstehen!“ Später erzählte Großmutter, wie sie mich mühsam angezogen hatte. Immer wieder hatte ich mich auf die Matratze fallen lassen und zusammengerollt. Kinder schlafen sich weit weg von der Wirklichkeit. Und so entging mir in meinem Halbschlaf der Abschied: Von der Katze und meinem Hund. Kein Schmusen mehr mit Großvater. Keine Sonnenblumen mehr. Kein Horchen mehr, wie die Tomaten wachsen. Und was im Schock des Erwachens das allerschlimmste war: Keine Jella mehr. Ich war kaum fünf Jahre alt, aber ich erinnere noch deutlich den Verlust meiner zerlumpten, heiß geliebten Puppe. Mutter hatte sie in Ungarn gelassen, weil sie so schrecklich aussah. In Deutschland schenkte die neue Großmutter mir eine schöne neue Puppe. Ich konnte diese aber nicht lieb haben. Ich hörte für eine lange Zeit auf zu spielen. Die Erwachsenen merkten das nicht. Sie hatten genug mit sich selber zu tun.

Ein paar Tage vor Weihnachten 1958 kamen wir nach Deutschland. Mutter, Siegfried und ich. Siegfried hing an Mutter wie eine Klette. Der Raum, in dem wir nun schon Stunden lang warteten, war überfüllt von Menschen. Viele starrten einfach vor sich hin, andere weinten vor sich hin und ich tobte unentwegt. Keiner konnte mich beruhigen. Meine Jella war weg. Weltuntergang! Ich brüllte mir die Seele aus dem Leib. Und dann trennten sie mich von Mutter. Man zog mich aus. Suchte auf meinem Kopf nach Läusen. Steckte mich in



die Wanne. Zitternd landete ich schließlich in einer furchterregenden Maschine. Mein kleiner Oberkörper wurde hinten und vorne von Metallplatten eingeklemmt. Als mich das kalte Metall berührte, tobte ich wieder los. Doch irgendwann gab ich auf und ließ alles Weitere über mich ergehen. Stumm geworden. Es kamen keine Tränen mehr.

Die kamen auch nicht, als Vater uns in Köln vom Bahnhof abholte. Seltsam, das war Vater. Mein ganzes weiteres Leben habe ich keine wirkliche Beziehung zu ihm aufbauen können. Er war und blieb ein fremder Mann für mich. Er war nicht Großvater, vor dem ich keine Angst hatte. Mit meinem Vater verband ich wohl unbewusst den Trennungsschmerz, der mich ein Leben lang nicht mehr los ließ.

Alles war mir fremd. Sogar die Sprache. Mit Mühe nur konnte ich meine neuen Großeltern verstehen. Ich durfte nicht alleine losmarschieren und die Welt erkunden. Ich lebte jetzt in Deutschland. Hier herrscht Grau vor, das Grau verregneter Tage und übellauniger Menschen. Und Mutter hörte nicht auf zu weinen. Hatte sie doch nicht bekommen, wonach sie sich sehnte?

Angekommen

Allmählich gewöhnte ich mich an alles. Als dann 1960 mein Bruder Kurt das Licht der Welt erblickte, ging es mir schon besser. Zum Glück kam ich in die Schule. Die lenkte mich ab, denn nun hatte ich wieder viel zu entdecken. Ich fing auch wieder an zu spielen. Lernete andere Kinder kennen. Schloss Freundschaften und vergrub mich vom ersten Buchstaben an in Bücher. Grimms Märchen. Schneewittchen. Immer wieder Schneewittchen. Deutsch wurde zu meinem Lieblingsfach.

Was ist mir geblieben von meinem Sonnenblumenland? - Ich bin glücklich gewesen bei meinen Großeltern und Traudel-Neni und den Fleischmanns von nebenan. Mit meinem Hund, ohne den ich nicht vors Tor ging. Mit den anderen Dorfleuten in der Spinnstube. Ich könnte noch viel erzählen, besonders von Großmutter's Kochkünsten, oder den spontanen Zusammenkünften im Hof am Brunnen. Die Erinnerung ist geblieben, klar. Aber vor allem habe ich das Gefühl behalten, willkommen zu sein auf dieser Welt, vor der ich mich fürchte, die ich liebe, in der ich mich einrichte und die ich verlassen werde, wie Großmutter und Großvater, Vater und Mutter, Traudel-Neni und die vielen anderen Sonnenblumen auf meinem Weg. Ach ja, noch etwas habe ich mir bewahrt: Die Überzeugung meines Vaters, dass nichts schlimmer ist als die Verfolgung und Vernichtung von Menschen. Kein Volk, sollte einem anderen Volk die Sonnenblumen rauben.

